Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **192 (1913)**

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374489

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

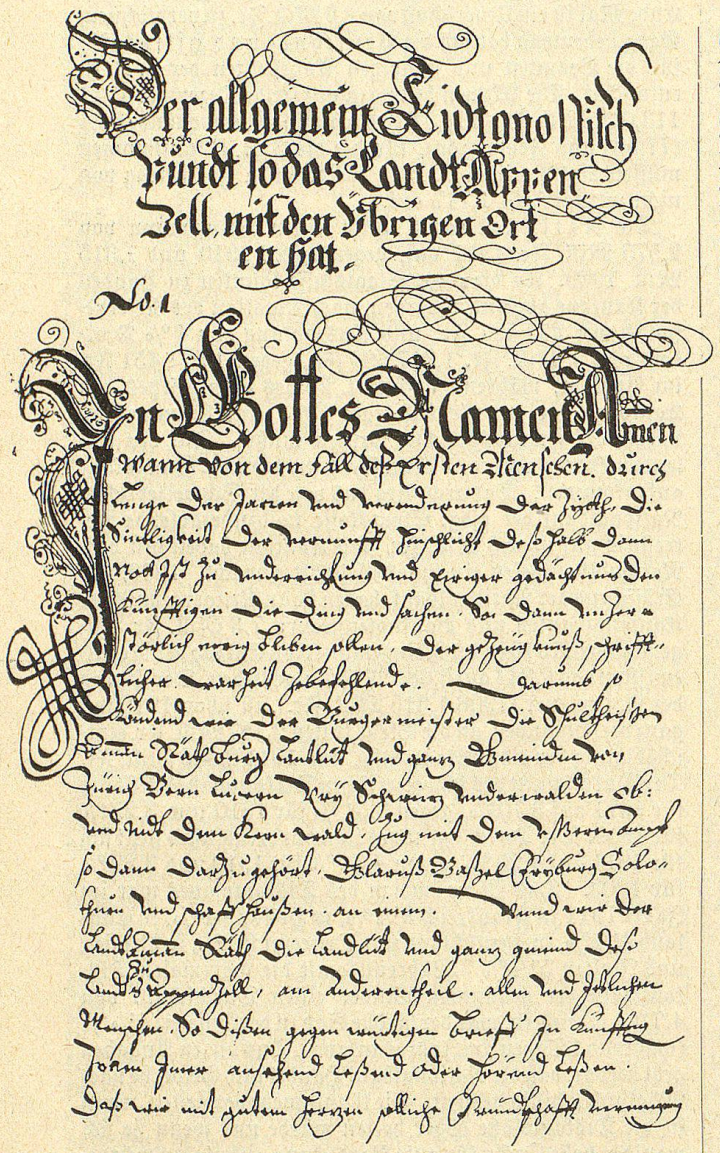
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

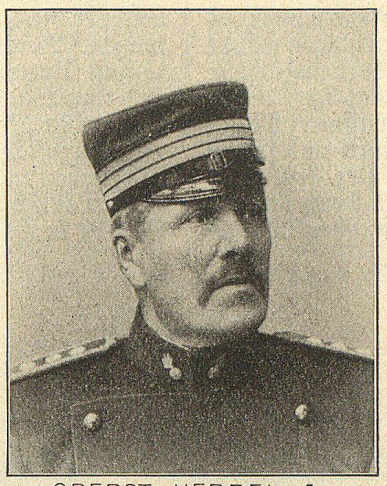
Des Kalendermanns Weltumschau.



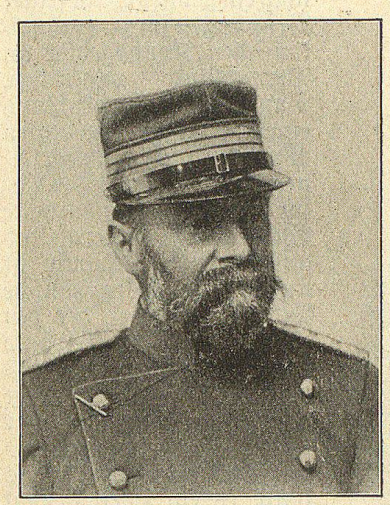
Mein lieber Freund, der Verleger des Appenzeller-Kalender, hat diesmal den Anfang eines gar ehrwürdigen Dokumentes an die Spitze der Weltumschau gestellt, nämlich die ersten Sätze des Bundesbriefes von 1513, durch den „das Land Appenzell" in den Bund der Eidgenossen, in den „allgemein Eidtgnossisch pundt" aufgenommen worden ist. 400 Jahre sind seither verflossen. Viele Stürme, ungezählte sonnige Tage und ungezählte schwere sind in dieser langen Zeit über die Eidgenossenschaft und ihr liebes Appenzellerland dahingegangen, unendlich Vieles hat sich seitdem geändert, immer und immer hat die Welt sich anders und teilweise neu gestaltet, hat „das Angesicht der Erde sich erneuert", fast von Jahrhundert zu Jahrhundert. Aber wenn man unter die Menschen von damals treten könnte, man fände wohl ungleich ärmlichere Wohnungen, einen viel armseligeren Hausrat, eine rauhere Kost und Kleidung, viel minderes Werkzeug für Bauer und Handwerker und im Ganzen alles ungeschulte Leute, aber man würde bald sehen, daß es im Grunde doch dieselben Menschen waren, mit den gleichen Freuden und den gleichen Leiden, mit den nämlichen Tugenden und den nämlichen Leidenschaften, den gleichen Kümmernissen und Sorgen und dem gleichen Sehnen nach Glück. Und die heiligen Worte an der Spitze des ehrwürdigen „Bundesbriefes", sie haben ihre Geltung und ihre Kraft noch nicht verloren, die Worte „im Namen Gottes". Wenn unser kleines Land und das noch kleinere Appenzellerländlein alle Stürme glücklich überwanden, während viel mächtigere Staats- und Volksgebilde untergingen, danken wir es weniger der Weisheit der Menschen, als der Vatergüte des Allmächtigen, die das Außerrhoder Landsgemeindelied so schön feiert. Die gewaltigen Fortschritte unserer Zeit setzen den Namen Gottes nicht außer Kurs, im Gegenteil, alle diese Fortschritte vertiefen nur die Erkenntnis, daß all unser Wissen und Können Stückwerk ist. „Im Namen Gottes", wie es im Bundesbriefe heißt, entbieten der Kalendermann und mit ihm die vielen tausend Leser des Appenzeller-Kalender dem schönen, trauten Appenzellerland und dem wackeren Volke von Appenzell der äußeren und der inneren Rhoden Gruß und Glückwunsch bei diesem hochvaterländischen Ehrenanlaße. Im „Schutze Gottes" mögen sie weiterblühen, weitergedeihen noch viele, viele Jahrhunderte, ein an Körper und Seele gesundes, wackeres und arbeitsames Völklein, das auch wieder froh zu sein weiß und seinen Humor und seinen Witz nie verlieren mag.

Wenn der Kalendermann in das heutige Weltgetriebe hinaussieht, da packt ihn ein förmliches Heimweh nach einem schlichten Völklein, wie es auf den Höhen des Appenzellerlandes wohnt, nach dem Frieden, der über den sonnigen Matten, über den sauberen Häuschen jener Gegenden liegt, nach den Jauchzern und den Liedern, die dort froh aus der Brust des Volkes erklingen. Denn es sieht in der großen Welt wieder einmal recht „gfirub" und bedrohlich aus, und es ist ein „z'Unterobsi" ohne Gleichen. Zwei-, vielleicht sogar dreimal ist Europa seit der letzten Kalender-Umschau an der Schwelle eines Weltkrieges gestanden; der Haß unter den Menschen schwillt immer mächtiger an, und die sozialen Kämpfe werden stets wilder und revolutionärer: dazu häufen sich Unglücksfälle und Katastrophen, die eine fürchterlicher als die andere. Ja, ja, meine lieben Leser, wer von euch auf einer stillen Höhe wohnt, an einer Halde nebenaus, im kleinen oder größeren Dörflein und Dorf, und sei es auch in noch so bescheidenen, sogar ärmlichen Verhältnissen, er sehne sich nicht hinaus in's Getriebe der großen Welt, denn sie ist kalt und herzlos, kennt den Frieden nicht und nicht das Glück.

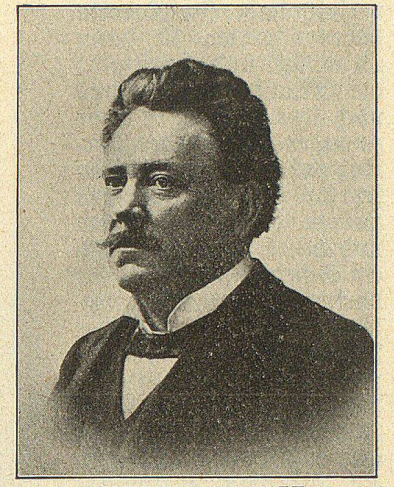
Es ist vorhin von allgemeiner Kriegsgefahr die Rede gewesen. Die Sache kam so. Die Franzosen,



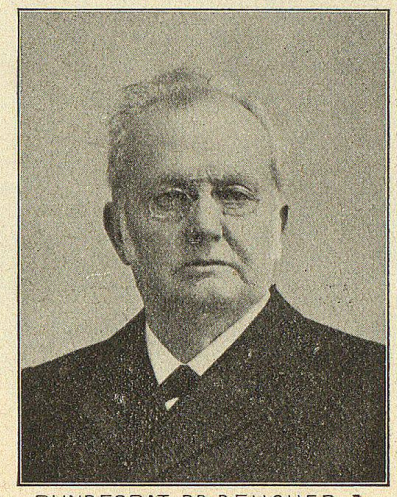
OBERST HEBBEL ✠



OBERST BLEULER ✠



BUNDESRAT RUCHET ✠



BUNDESRAT Dr. DEUCHER ✠

PFARRER STRASSER ✠

ALBERT WELTI ✠
KUNSTMALER

J. V. WIDMANN ✠

die in den letzten Jahren mehr und mehr in Marokko Fuß gefaßt hatten, legten unter dem Vorwande, es müsse einmal Ordnung in diesem unruhigen Lande geschaffen und die Herrschaft des eingebornen Fürsten, des Sultan, gefestiget werden, die Hand über dieses ganze, große Reich. Sie zogen mit bewaffneter Macht von drei Seiten in das Innere desselben und setzten sich schließlich in dessen Hauptstadt, Fez, fest. Der Jubel war groß darüber in ganz Frankreich und die Franzosen taten sich viel zu gute, daß ihnen nun gelungen sei, was selbst das mächtige alte Rom umsonst versucht habe. In Marokko selber schafften sie dann Ordnung und befestigten die Macht des Sultans nach ihrer Weise, d. h. sie zwangen diesem einen Vertrag auf, nach welchem von jetzt an sie die eigentlichen Herren des Landes sind und der Sultan nur noch ein Scheinregiment führen darf. Aber jetzt kam Deutschland. Es sagte, daß die Franzosen mit ihrem eigenmächtigen Vorgehen den Vertrag von Algeciras vom Jahre 1905 verletzt hätten und daß Deutschland auch ein Wörtlein mitzureden habe, sei es in Güte oder mit dem — Schwert. Um zu zeigen, daß es ihm ernst damit war, sandte es ein Kriegsschiff vor den marokkanischen Hafenplatz Agadir. Jetzt rückten auch die Engländer auf den Plan. Der englische Marineminister hielt eine Rede, die in der Form sehr höflich war, sachlich aber doch den Deutschen den Wink gab, sie sollten die Franzosen in Marokko machen lassen, sonst bekämen sie es auch mit England zu tun. Diese Drohung rief in Deutschland einer flammenden Entrüstung; hüben und drüben wurden die Schwerter geschliffen, und der Friede hing nur noch an einem dünnen Faden. England hatte Frankreich bereits seine Hilfe in einem Kriege mit Deutschland zugesagt, eine ungeheure englische Flotte war im Hafen von Cromatry mit herabgelassenen Torpedo-Netzen schlachtbereit besammelt. Deutschland sollte zu Land angegriffen, zu Meer ausgehungert und finanziell matt gesetzt werden. Natürlich wäre es nicht blos ein Krieg dieser drei Länder gewesen, sondern die anderen Großstaaten in Europa würden mitgerissen worden sein. Ein ungeheurer Weltbrand! Aber im letzten Augenblicke, freilich im allerletzten, siegte doch noch die Vernunft, und daß sie siegte, daran hatte der deutsche Kaiser das Hauptverdienst. Ein wahrer Friedenskaiser stemmte er sich gegen die kriegerischen Wallungen im eigenen Lande, und statt das Schwert zu ziehen, lenkte er die Sache auf den Weg friedlicher Verhandlungen. Wochenlang bemühten sich dann der französische Unterhändler, Cambon, und der deutsche, Kiderlen-Wächter, eine vertragliche Verständigung wegen Marokko zu erwirken. Es gelang. Es kam ein Vertrag zustande, in dem Deutschland die französische Oberhoheit in Marokko anerkennt; Frankreich hatte dafür Deutschland die gleichen Rechte für Handel und Verkehr in Marokko einzuräumen, die es den Franzosen gewährt, und zudem noch ein großes Stück seiner Besitzungen im zentralafrikanischen Kongogebiet an Deutschland abzutreten. Damit sah Deutschland einen längst gehegten Wunsch erfüllt, nämlich seinen mittelafrikanischen Besitz bis an diese mächtigste Wasserstraße Innerafrikas auszudehnen. Damit ist nun der deutsch-französische Marokko-Handel, der den Frieden der Völker seit bald zehn Jahren bedrohte, aus der Welt geschafft. Die Sache kam zwar nur sehr langsam zum klappen, und im Dezember letzten Jahres hatte es ein zweites Mal den Anschein, als wollten England und Deutschland sich in einem blutigen Kriege messen. Glücklicherweise ging aber auch dieses drohende Wetter vorbei; im Frühjahr erschien dann der englische Kriegsminister Haldane in Berlin, und bald wußte man, daß er im Auftrage der englischen Regierung nach der Hauptstadt des deutschen Reiches gekommen war, um im Sinne einer englisch-deutschen Wiederversöhnung zu wirken. Er fand in Berlin willkommene Aufnahme. Seither bemüht man sich, Grundlagen für eine dauernde Verständigung zwischen dem deutschen Reich und England zu schaffen. Darum hat der deutsche Kaiser den gewandtesten seiner Diplomaten, den Freiherr Marschall v. Bieberstein, der bisher deutscher Botschafter in Konstantinopel war, diesen Sommer als Botschafter nach London gesandt. Wenn einer die erstrebte Verständigung erreichen kann, ist er es. Gelingt sie ihm nicht, dann werden die letzten Dinge ärger sein als die ersten, und dann Gnade Gott der Welt für eine lange Weile. England selber arbeitet mit der einen Hand auf die Verständigung hin, mit der anderen aber eben so emsig darauf, Deutschland zu schwächen, für den Fall, daß die Verständigung mißlingen sollte. Darum miniert es beständig in Wien und Budapest, um die Kraft Oesterreichs als deutscher Bundesgenosse herab-

Bundesrat Josef Motta.

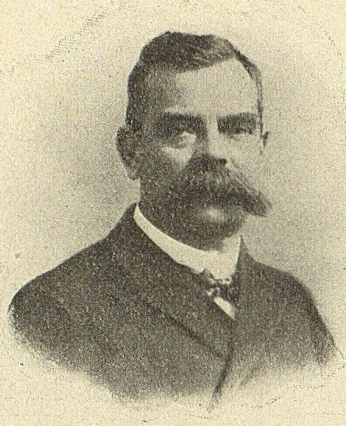
zusetzen, und ist bei Italien tätig, seine Beziehungen zu dem mit ihm verbündeten Deutschland und Oesterreich zu lockern.

Der allgemeine Friede ist noch nach einer andern Seite bedroht gewesen, und jetzt muß der Kalendermann vom türkisch-italienischen Kriege reden, der bereits ein Jahr lang wütet. Die Italiener hätten schon längst auch gerne ein großes Ländergebiet an der nordafrikanischen Küste besessen, und zwar das den Türken gehörende Land Tripolis, das vis-à-vis von Italien an der Südküste des Mittelmeeres liegt. Zuerst machten die Italiener den Handel mit den Franzosen perfekt, und man machte insgeheim ab, daß die Italiener die Franzosen in Marokko ungestört machen ließen, wofür diese den Italienern dann in Bezug auf Tripolis freie Hand lassen sollen. Gesagt, getan, die Franzosen waren damit einverstanden, daß die Italiener Tripolis „stehlen", wenn diese die Franzosen Marokko „stehlen" ließen. Das ist moderne Großstaatsmoral. Die guten Türken dachten nichts Arges. Im Juni war der türkische Kronprinz noch beim König von Italien zu Besuch und wurde weiß Gott wie fetiert und mit Freundschaftsversicherungen Italiens für die Türkei überschüttet. Vier Wochen später sandte aber die italienische Regierung ein Brieflein — Ultimatum heißen solche Briefe in der verlogenen Diplomatensprache — an die türkische Regierung in Konstantinopel und darin hieß es klar und kalt: „Entweder ihr Türken erklärt innert 24 Stunden, daß ihr Tripolis uns überlaßt oder wir erklären euch den Krieg und nehmen uns Tripolis mit Gewalt". In Konstantinopel traute man seinen Augen nicht, als man diese Kunde von Italien las, mit dem man sich in dicker Freundschaft wähnte, und noch war man nicht recht im Klaren, ob das Ganze am Ende ein schlechter Witz sei, so war die italienische Kriegserklärung schon da. Die Türkei protestierte nun bei den Mächten gegen „diesen in der Geschichte des Völkerrechtes unerhörten Ueberfall". Sie erreichte damit, daß alle Welt sagte, das Vorgehen Italiens sei ein Räuberstück ersten Ranges. Aber das war auch alles. Die Mächte schritten nicht ein, denn schließlich hatten sie in anderen Teilen der Erde um kein Haar besser gehandelt. Die Italiener begannen den Krieg mit Volldampf. Eine starke Flotte erschien an den Küsten von Tripolis, wo Truppen über Truppen gelandet wurden. Mit einer anderen Flotte beunruhigten sie die türkische Küste im adriatischen Meer. Aber jetzt erhob Oesterreich seine Faust. Es gab in Rom zu verstehen, daß wenn auch nur ein Bataillon italienische Truppen im türkischen Adriagebiet ausgeschifft würde, Oesterreich dies als Kriegsfall gegen Italien betrachten müßte. In Rom war man wütend auf den „Bundesgenossen" im Osten. Der aber kehrte sich nicht daran. Er begann mit Rüstungen über Hals und Kopf, und eine Weile schien es, als ob das Signal zu einem allgemeinen Kriege dort gegeben würde.

Bundesrat Louis Perrier.

Die Italiener kamen jedoch noch zu rechter Zeit zur Einsicht, daß sie fürchterliche Prügel riskierten, wenn sie Oesterreich zum Kriege reizten und gaben in Wien befriedigende Zusicherungen bezüglich der türkischen Adriaküste. Ein paar Monate später erfolgte dann der auffällige Rücktritt des genialen, in Italien aber sehr gefürchteten österreichischen Generalstabschefs Freiherrn Konrad von Hötzendorf. In der Oeffentlichkeit hieß es, Oesterreich habe den Mann geopfert, um nun auch seinerseits in Italien wieder gutes Blut zu machen. Der Kalendermann teilt diese Ansicht zwar nicht, sondern hält dafür, der Generalstabschef sei ein Opfer von Hofintriguen gewesen, indem die dem Thronfolger Franz Ferdinand feindlich gesinnte Partei am Wiener Hofe mit scheelen Augen sah, daß v. Hötzendorf dem letzteren mit Leib und Seele ergeben war und seinen Meinungen in militärischen Dingen gerecht zu werden suchte. Doch sei dem wie ihm wolle, die Dinge zwischen Wien und Rom waren nun wieder im Blei, und Italien setzte seinen Krieg mit der Türkei nach Leibeskräften fort. Es sollte erfahren, daß die Sache mit Tripolis denn doch bedeutend schwerer war, als man in Rom sich dies vorgestellt hatte. Wohl gelang Italien die Landung an den wichtigsten Punkten von Tripolis verhältnismäßig leicht. Aber einmal dort, mußte es jeden Fuß Boden hart erkämpfen, wobei es auch gelegentlich ganz gehörige Schlappen erlitt, und auch heute, nach einem vollen Jahre, hat es nur die Küste des Landes im Besitz, und selbst diese nur so weit, als die Geschosse seiner Kriegsschiffe reichen. Im Inneren sind noch immer die Türken und Araber die Herren. Dieses Innere ist freilich fast durchgehends trostlose Wüste. Da auf diese Weise der Krieg eine Ewigkeit dauern würde, packten die Italiener die Türken an einem anderen Punkte, und nahmen den

letzteren eine ganze Reihe von Inseln im ägeischen Meere weg, zwischen Griechenland und der asiatischen Türkei. Das war für die Türken ein harter Schlag, machte dann aber die Engländer nervös, da Italien dadurch eine starke Stellung in diesem Meere und damit auf dem Wege nach Kleinasien und Aegypten gewann. Heute ist nun die Türkei schon bedeutend mürber, und es ist wohl möglich, daß wenn die lieben Leser diese Zeilen zu Gesichte bekommen, der Friede bereits abgeschlossen ist und die Türken in die Abtretung von Tripolis und ein paar Inseln an Italien eingewilligt haben. Möglich ist freilich auch, daß es bis dahin in der Türkei zu einem allgemeinen Krach kommt, wobei die Italiener erst recht gewonnenes Spiel haben. Die Art, wie Italien die Eroberung von Tripolis unternahm, ist und bleibt ein Räuberstück im Großen. Aber dieses Räuberstück hat die Großmachtstellung Italiens gefestiget, was am wenigsten im Nutzen und Interesse der Schweiz ist. Die Italiener sitzen uns schon jetzt genügend auf dem Nacken. Sie brauchen uns wahrhaftig nicht noch mehr über den Kopf zu wachsen. Der italienisch-türkische Krieg ist auch insofern von besonderer Bedeutung, als in ihm zum ersten Male Flugapparate und lenkbare Luftballons zur Anwendung kamen und zwar mit Erfolg sowohl zu Zwecken der Auskundschaftung wie auch als direktes Kampfmittel, von dem aus Bomben auf den Feind geschleudert werden. Dieser Krieg hat zum ersten Male den Wert dieses Flugzeugs im Kriege und seine Unentbehrlichkeit für die Armeen gezeigt. Nun wird auch die Schweiz in den sauren Apfel beißen und gelegentlich lenkbare Ballons und Flugmaschinen anschaffen müssen. Den armen Arabern ist ein böser Schreck in die Knochen gefahren, als sie die verhaßten Italiener auch noch hoch in der Luft daherfliegen und sich von dort aus mit verheerenden Bomben beworfen sahen.



Bundesrat Camille Decoppet.

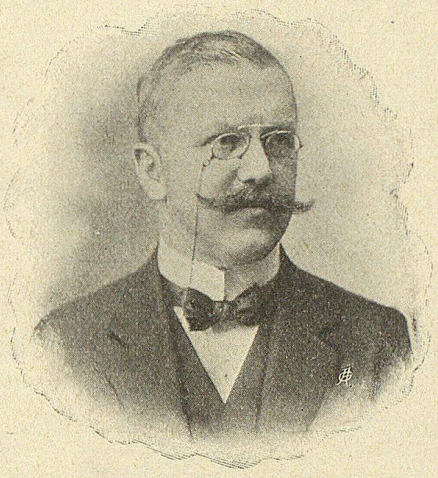
Im abgelaufenen Jahre sind noch verschiedene internationale Abkommen getroffen worden. So soll ein solches zwischen England, Frankreich und Italien betreffend des Mittelmeeres zustande gekommen sein, wobei die drei Mächte sich über die gemeinsame Herrschaft in diesem Meere einigten, sodaß in allerletzter Zeit der Himmel der Beziehungen unter diesen drei Staaten sich wieder aufgehellt hat und sie „dick Freund" geworden sind. Auch zwischen Rußland und Japan, die sich vor sieben Jahren noch bis auf die Knochen zerfleischten, ist es zu einem Bündnis gekommen, wobei beide Staaten sich friedlich in den Besitz der Mandschurei und Mongolei, die zwar China gehörten, teilen. So ist leicht, gut Freund zu werden, wenn zwei einem dritten nehmen, was ihm gehört, und sich dann in die Beute teilen. Eine Weile hatte es den Anschein, als wollten die Engländer und die Amerikaner hintereinander geraten wegen des Panamakanals, den die Amerikaner bauen und der jetzt bald dem Betriebe übergeben werden soll. Er verbindet den atlantischen mit dem stillen Ozean und wird eine der wichtigsten Schiffahrtsstraßen der Welt werden. Entgegen einem früheren Vertrage mit England wollten jetzt die Vereinigten Staaten auf einmal die Bestimmung treffen, daß amerikanische Schiffe den Kanal taxfrei passieren könnten, andere dagegen eine tüchtige Taxe zu erlegen hätten. Die Engländer wußten es aber durchzusetzen, daß die Amerikaner nunmehr doch die Schiffe aller Länder gleich behandeln werden. Der neue Minister des Auswärtigen von Oesterreich, Graf Berchtold, hatte gar nicht so unrecht, als er unlängst im österreichischen Abgeordnetenhause erklärte, es gebe immer mehr Abkommen zwischen den Staaten, um den Frieden zu sicheren, aber diese Abkommen seien auch wieder eben so viele Haken für den Frieden. Als letztes der internationalen Ereignisse von Belang sei auch noch die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem russischen Kaiser in Baltischport an der Ostsee erwähnt. Die Zusammenkunft vollzog sich mit außergewöhnlichem Gepränge. Die leitenden Staatsmänner beider Reiche nahmen Teil daran, ebenso Glieder beider Kaiserfamilien. Was dabei ausgebrettelt wurde, vernimmt die Welt selbstverständlich noch nicht; man weiß nur, daß die Sache ungemein herzlich verlief.

Jetzt aber genug Internationales. Sehen wir uns auch noch ein wenig unter den Hauptereignissen innert den einzelnen Staaten um. Auch da hat es viel und wichtiges gegeben. In Deutschland bildeten das Hauptereignis die Wahlen in den Reichstag, sowie in den bayerischen Landtag. Die Reichstagswahlen vollzogen sich unter nie dagewesener Leidenschaft im Zeichen des Rotblocks, d.h. des Zusammengehens von Liberalen, Freisinnigen und Sozialisten, gegen den schwarzblauen Block, d. h. die konservativen Protestanten und Katholiken, deren letztere Partei in Deutschland das Zentrum heißt. Das Resultat war, daß die protestantisch Konservativen und die Liberalen Sitze verloren, daß das Zentrum fast ungeschwächt aus dem Kampfe hervorging und daß die großen Gewinner die Sozialisten waren, die 110 Mann stark und als stärkste Fraktion im neuen Reichstag einzogen. Zu einer festen Mehrheit brachte es aber der Rotblock im neuen Reichstag nicht, was sich schon bei den Wahlen in das Reichstagspräsidium zeigte, und heute ist dieser Block bereits im vollen Zerfalle. Auch im badischen Ländchen, wo ein gleicher Block eine Weile in der Kammer völlig regierte, ist es mit ihm Mathäi am Letzten. Die Sozialisten verlangten unerbittlich von den Liberalen, daß sie nach ihrer Pfeife tanzen. Dies verleidete den letzteren und würde ihnen auf die Länge auch allen Anhang im Volke gekostet haben, und so kam es zur Scheidung. Bei dem bayerischen Landtag gelang es dem Rotblock

nicht, die herrschende Stellung des Zentrums in der Kammer aus dem Sattel zu heben. Wohl verlor dasselbe einige Sitze, behielt aber die Mehrheit, und das Ende war ein ausgesprochen christlich-konservatives Ministerium mit dem staatsmännisch hervorragenden Freiherrn von Hertling an der Spitze.

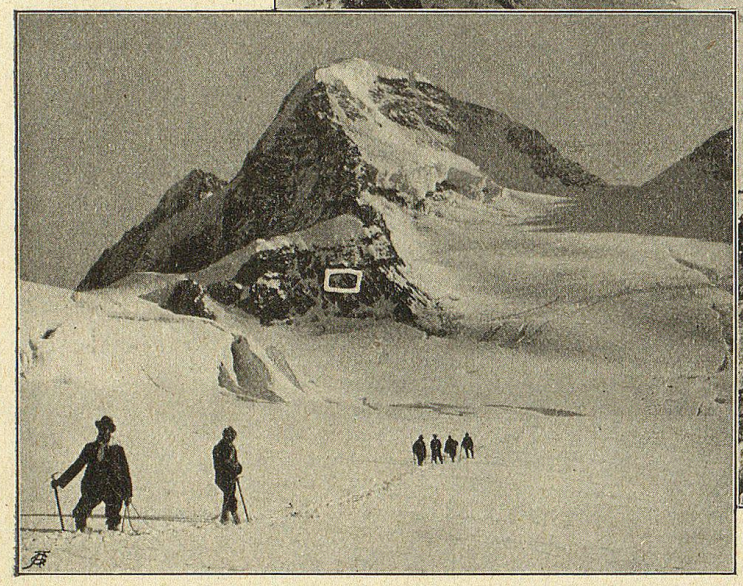
In Frankreich und Italien standen neue Wahlgesetze im Mittelpunkte der inneren Politik. Das neue italienische Wahlgesetz enthält eine wesentliche Ausdehnung des Wahlrechtes. Bisher war in Italien nur wahlberechtiget, wer wenigstens 20 Fr. jährlich Steuern bezahlte und lesen und schreiben konnte, was in Italien fast die Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung bis heute noch nicht kann. Nach dem neuen Wahlgesetz sind nun alle Italiener mit 21 Jahren wahlberechtiget, die lesen und schreiben können und ihre Militärpflicht erfüllen, und ferner alle, welche nicht lesen und schreiben können, wenn sie 30 Jahre alt sind. In Folge dieses Gesetzes steigt die Zahl der italienischen Wähler von 2½ Millionen auf 8 Millionen inskünftig, und die italienische Kammer dürfte nach den nächsten Neuwahlen ein ziemlich verändertes Aussehen erhalten. In Frankreich soll nun bei den Wahlen in die Kammer in Zukunft der Proporz Anwendung finden. Völlig perfekt ist die Sache immerhin noch nicht. Zwar hat die Kammer das Proporzgesetz mit großer Mehrheit angenommen, jedoch soll es im Senat, dessen Zustimmung auch noch notwendig ist, mit der Annahme bedeutend happern. Die zwei einflußreichsten radikalen Führer im Senat, die ehemaligen Ministerpräsidenten Combes und Clemenceau sind Feuer und Flamme dagegen. Die wirklich erleuchteten Staatsmänner aller Parteien in Frankreich erklären aber den Proporz als unerläßlich für eine Gesundung der total zerfahrenen innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs. Die Hauptkrankheit, an der dieses reiche Land leidet, vermag freilich auch der Proporz nicht zu heilen, nämlich den erschreckenden Rückgang der Geburten. „Man will keine Kinder mehr." Dies ist die fressendste Krankheit am Leibe eines Volkes. Leider breitet sie sich auch über Frankreich hinaus aus, so in Deutschland, in der Schweiz u. s. w. Kann da nicht Einhalt getan werden, steht ein furchtbarer Niedergang der Völker in Sicht. Unsere Kultur würde zu einer tötlichen Unkultur. Der Rückgang der Geburten, die unheimliche Zunahme der Selbstmorde, in Deutschland allein letztes Jahr 13,000 — das sind schlimme Zeitzeichen.

Es gäbe noch sehr viel aus den einzelnen Staaten an Interessantem zu vermelden. Aber der Kalendermann muß sich kurz fassen, weil er vom eigenen lieben Vaterlande doch auch noch einiges sagen möchte. In Oesterreich-Ungarn haben die Wiener Gemeindewahlen viel zu reden gegeben. Ein liberal-sozialistischer Block glaubte die Christlichsozialen aus dem Stadtregiment heben zu können. Es mißlang total. In Ungarn ist der Parteikampf soweit gediehen, daß der Präsident des Reichstags, Graf Tisza, die Opposition einfach mit militärischer Gewalt aus dem Parlament ausschloß, was ihm ein Attentat von Seite eines oppositionellen Abgeordneten, Namens Kovacs, eintrug, der in offener Sitzung Revolverschüsse auf ihn abgab, freilich ohne zu treffen. Seither liegt eine unheimliche Stimmung über Ungarn; es ist, als bereiteten sich dort schwere politische Wetter vor. Nicht ohne Bangen sieht man in Oesterreich auch, wie sich eine ganze Anzahl Erzherzoge und Erzherzoginnen des kaiserlichen Hauses in offene Opposition zum tatkräftigen Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand begeben, dem sie drei Dinge ankreiden: 1. er regiere als Thronfolger zu viel, 2. er beabsichtige seine unebenbürtige Gattin, eine geborne Gräfin Chotek, nach dem Tode des Kaisers Franz Josef zur Kaiserin zu machen, und 3. er habe im Plan, nachher seine Kinder aus dieser Ehe als thronberechtigt erklären zu lassen. — In Belgien waren wiederum die Neuwahlen der Kammer das große politische Thema. Auch hier tat sich ein Rotblock zusammen, um das konservative Regiment zu stürzen, und auch hier gelang es nicht, weil die besonnenen liberalen Elemente den Sozialisten keine Handlangerdienste leisten wollten. So begegnen wir fast überall dem Zuge des Zusammenschlusses der liberalen und sozialistischen Elemente gegen die Konservativen, gleichzeitig aber auch dem Mißerfolge dieses Zusammenschlusses, weil die verständigen liberalen Elemente die Mithülfe versagten. — England stand im Zeichen der Krönungsfeiern und des Streiks, der Frauenstimmrechtlerinnen und des Homerulegesetzes. Das letztere soll dem Jahrhunderte lang unterdrückten Irland die Selbstverwaltung gewähren. Die Frauenrechtlerinnen waren nahe daran, mit ihrer Forderung durchzudringen, dann aber begingen sie in London und anderwärts derart verrückte Ausschreitungen, daß die Engländer sich doch noch besannen, ehe sie so tollen Weibern das Stimmrecht einräumten. Mit niedagewesenem Glanze wurde die Krönung des neuen englischen Königs zum König von England in London und zum Kaiser von Indien in der indischen Kaiserstadt Dehli vollzogen, wobei Indien eine Anzahl ihm entrissene Rechte wieder zurückerstattet wurden, was sehr klug war. Zum Krönungsprunk gesellte sich aber Streikelend über Streikelend, ein furchtbarer Streik der Grubenarbeiter, der England fast so viel kostete als ein ziemlich großer Krieg — man rechnete einen Schaden von mehr als 1000 Millionen Franken aus — dann wieder Riesenstreike der Hafenarbeiter, Schiffsauslader u. s. w. Es war als sollte das Land sozial aus den Fugen gehen, und der englische Ministerpräsident Asquith

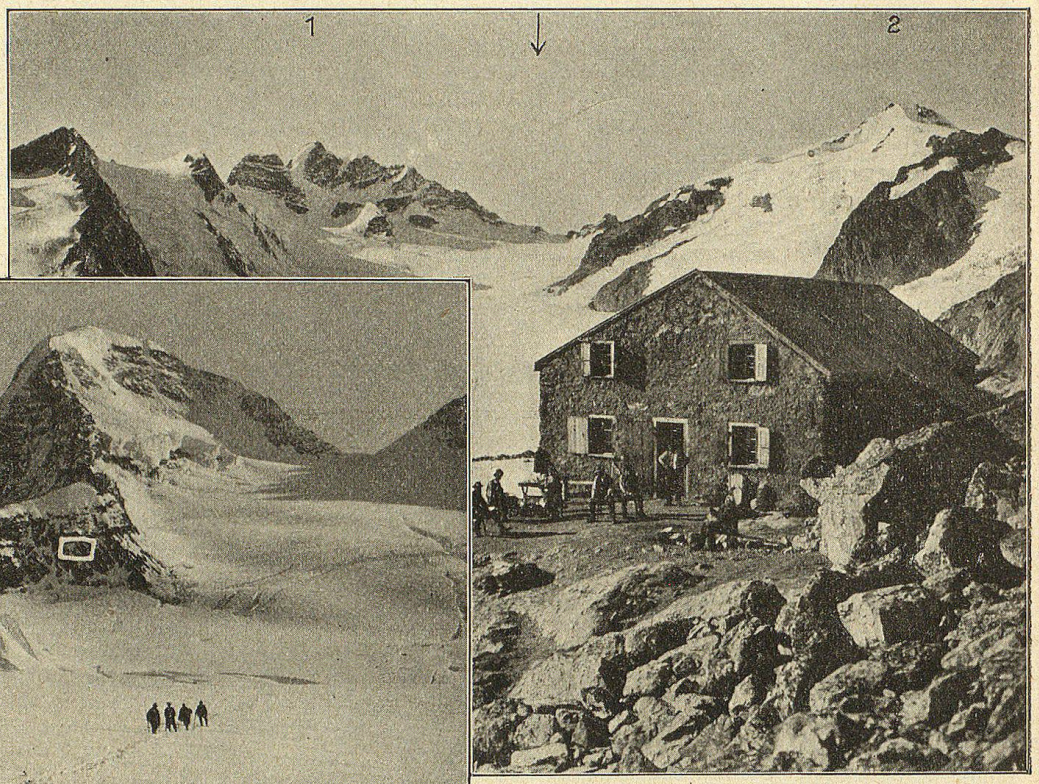


Bundesrat Dr. Edmund Schultheß.

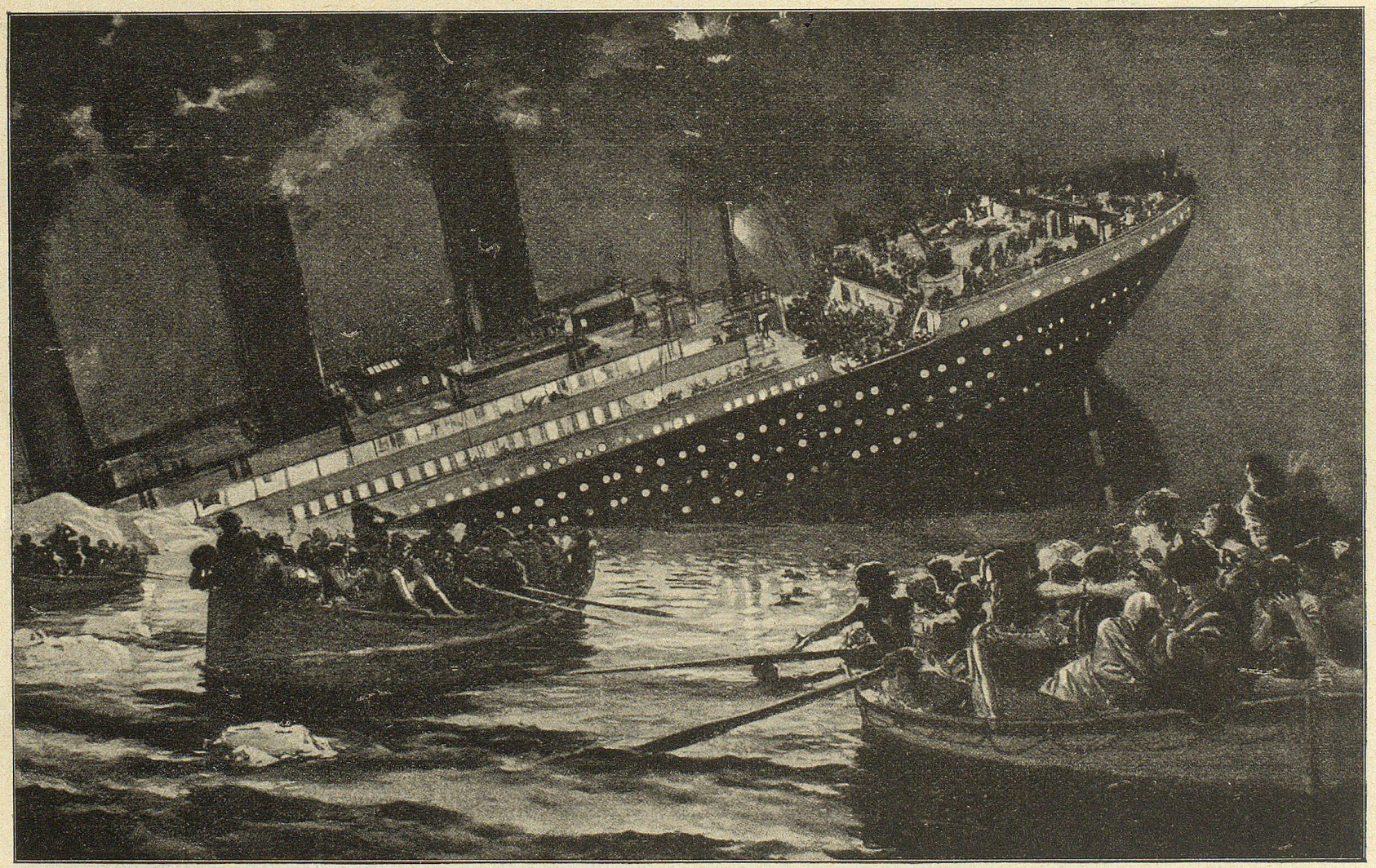
nannte diese Ereignisse mit Tränen in den Augen im englischen Unterhause „eine große Landeskatastrophe." — In Portugal entpuppte sich die republikanische Regierung noch mehr als bisher als gewalttätiges Jakobinerregiment, das auch noch die wenigen Sympathien verlor, die es besessen hatte. Anderseits versuchten die Monarchisten in verschiedenen Putschen die Macht wieder an sich zu reißen. Sie mißlangen aber; überhaupt läßt sich auch den dortigen Monarchisten wenig Geschmack abgewinnen. Es erbarmt einem nur das arme Volk, das unter diesem Treiben vollends verarmt, verlottert und fast verzweifelt. — Verzweifelt, recht verzweifelt sieht es auch in der Türkei aus. Das jungtürkische Regiment hatte in der letzten Zeit übel gewirtschaftet und lebhaften Unwillen erregt. Um sich Luft zu verschaffen, wurde die Kammer aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Damit die Wahlen in ihrem Sinne ausfielen, wendeten die Jungtürken unerhörte Gewalt an. Auf diese Weise kam zwar eine ihnen gefügige Mehrheit zustande, aber die Unzufriedenheit war nachher noch viel größer als zuvor und griff in bedrohlicher Weise nun auch auf die Armee über. Um die Unzufriedenen zu besänftigen, wurde der einst vergötterte und nunmehr bestgehaßte Kriegsminister Scheffet Pascha geopfert, als dies nicht genügte, dann das ganze Ministerium. Aber auch damit ist die Krisis nicht beendet. In Albanien brennt der Aufstand lichterloh und schreitet bis jetzt von Erfolg zu Erfolg. Man erwartet auch die Wiederauflösung der kaum gewählten Kammer, den völligen Sturz des jungtürkischen Regiments und spricht bereits von einer Abdankung des Sultans und von seiner Ersetzung durch den Thronfolger. Es ist, als sollte die ganze Türkei zusammenbrechen. Soweit ist es aber wahrscheinlich doch noch nicht; Europa kann es nicht zulassen, weil der Zusammenbruch neue Gefahren für den Weltfrieden heraufbeschwörte. — Ein Großereignis des Jahres bildet auch der Sturz des chinesischen Kaiserhauses und die Errichtung einer chinesischen Republik auf einer Art föderativer Grundlage. Jahrhunderte lang hatte in China das Kaiserhaus der Mandschu regiert, die China seinerzeit unterjocht hatten. Das Regiment war längst reif zum Falle, aber daß dieser Fall sich so rasch und verhältnismäßig leicht vollziehen und daß aus China eine Republik werden würde, daran dachte man auch im Traume nicht. Heute hat China keinen Kaiser und keinen kaiserlichen Hof mehr, dafür einen Präsidenten der Republik wie Frankreich und Amerika. Aber so ganz feste auf den Füßen scheint die chinesische Republik doch noch nicht zu stehen. Zwei Dinge fehlen ihr bisher fast ganz, Ordnung und Geld. Wird es damit nicht bald und nicht gründlich besser, dürfte es mit der Republik China bald zu Ende sein und dieselbe sich als ein schöner Traum erwiesen haben.



Aufstieg zur Jungfrau. Links Jungfraujoch der Mönch, im Hintergrund der Eiger, rechts das Obere Mönchjoch. Das lichte Viereck bezeichnet die Stelle der neuen Station der Jungfraubahn.



Blick von der Konkordiahütte gegen die Jungfrau (1), die Station Jungfraujoch (↓), Trugberg (2).



Untergang der „Titanic". Auf den übervollen Booten wird mit Leibeskräften gerudert, um aus dem Bannkreis des sinkenden Ungetüms zu entkommen. Ein Zittern geht durch das Schiff, der Vorderteil neigt sich rasch und taucht unter. Noch brennen die elektrischen Lichter auf dem Schiff, das jetzt, fast auf den Kopf gestellt, mit seiner rückwärtigen Hälfte 150 Meter hoch wie ein Turm aus der nachtschwarzen See zum Himmel emporragt. Weit mehr als tausend Personen stehen auf Deck. Das Orchester spielt den Choral „Näher, mein Gott, zu dir!" Dann folgt ein vielhundertstimmiger Todesschrei und die „Titanic" versinkt in den Fluten.

Die Unglücksfälle des Jahres! Ach darüber ließe sich allein eine ganze Umschau schreiben. Es war eine Chronik des Schreckens ohne Ende: Erdbeben, Bergwerkkatastrophen, Ueberschwemmungen, Großbrände, Brückeneinstürze, Automobil-, Luftschiff- und Fliegerunfälle, Eisenbahn- und Schiffskatastrophen, es wollte kein Ende nehmen. Man spricht von blutigen Kriegen. Unser modernes Leben ist auch ein fortwährendes Schlachtfeld, wenn wir daran denken, daß einzig im deutschen Reich letztes Jahr 10,000 Menschen tötlich verunfallt sind. Die gräßlichste Katastrophe war der Untergang der „Titanic", des größten und herrlichsten Schiffes, das die Welt je gesehen hat. Ausgestattet mit den besten Maschinen, mit den denkbar größten Sicherheitsvorkehrungen, mit allem Luxus, den man sich nur denken kann, war es ein schwimmender Riesenpalast, scheinbar gegen jeden schweren Unfall gefeit. Es trat seine erste Fahrt von England nach Newyork an; es sollte auch die schnellste sein, die bisher gemacht wurde. An Bord befanden sich eine ganze Reihe glänzender Namen der Welt, Krösusse wie nur die Gegenwart sie kennt. Da rannte das Schiff nicht weit von seinem Ziele aus Sorglosigkeit des Personals in dunkler Frühnacht an einen riesigen Eisberg. Erst wurde dem Unfall nicht einmal sonderliche Bedeutung beigemessen. Aber einige Minuten und es zeigte sich, daß der Schiffsleib aufgerissen war. Ein tolles Retten begann. Aber der Rettungsboote waren zu wenige. Wieder eine Anzahl Minuten zwischen Leben und Tod. Dann senkte sich der Riesenleib und wurde kopfüber vom Meere verschlungen. An 2000 Menschenleben fanden einen jähen Tod in den eisigen Salzfluten des Ozeans. Fast alle Nationen betrauerten unter den Umgekommenen liebe Angehörige. Der Kalendermann hat vorher gesagt, gerade im Fortschritte unserer Zeit zeige sich unser Wissen und Können als Stückwerk. Die Titanic-Katastrophe ist ein ernstes Mahnzeichen dafür. Im Namen des Fortschrittes heißt noch wenig — „im Namen Gottes" alles.

Jetzt unser liebes Schweizerland. Im Herbst waren die Nationalratswahlen. Zum ersten Male wurden 15 Sozialdemokraten in die schweiz. Volksvertretung gewählt. Man hat ihnen den Spitznamen „Kapelle Greulich" gegeben. Sie hat getrompetet und gepaukt im Rate, daß es oft in die Ohren gellte, aber Melodien der Versöhnlichkeit und Verständigung hat sie keine gespielt. Am 4. Hornung hat das Schweizervolk sodann ein großes soziales Fortschrittswerk ausgeübt, indem es mit 287,000 gegen 238,000 Stimmen die eidg. Kranken- und Unfallversicherung annahm. Mögen die Hoffnungen sich erfüllen, die das Volk an sie knüpft. Neben dieses Gute in sozialer Beziehung gesellte das Jahr 1912 auch etwas Böses mit dem aufrührerischen Generalstreik in Zürich, dem sogenannten „roten Freitag" am 12. Juli. Die Schweiz erträgt fremdländisches Gewächs ohnehin nicht gut, am wenigsten solches. Die schweizerische Technik hat ein neues Wunderwerk zu verzeichnen mit der Eröffnung der 3457 Meter über Meer gelegenen Station Jungfraujoch der Jungfraubahn. Man kann nun mit der Bahn hinauffahren bis unmittelbar an den Gipfel der Jungfrau, mitten hinein in die großartigste Gletscherwelt Europas.

Es gibt Zeitungsschreiber, die das Jahr 1912 etwas überschwänglich das Kaiserjahr nennen, weil im Herbstmonat der deutsche Kaiser zu uns auf Besuch kommt. Ein Kaiserjahr ist es darum aber noch nicht. Unseren Bauern sind auch gute Heu- und Emdjahre lieber als Kaiserjahre. Der diesmalige Besuch ist freilich etwas apartes. Kaiser Wilhelm kommt extra als Gast zu uns, mit ganz besonderem Glanz und wird auch den großen Manövern beiwohnen. Das Schweizervolk wird Kaiser Wilhelm mit jener freudigen Verehrung willkommen heißen, die einem Monarchen gebührt, der so einzige Verdienste um die Erhaltung des Völkerfriedens besitzt, wie er und der sich zudem zur Schweiz stets als wohlgesinnter und guter Nachbar gestellt hat. Etwas weniger erfreut sind wir darüber, daß der Kaiser bei diesem Anlasse auch unsere Manöver mitmacht. Nicht daß wir ihm die Freude vergönnten. Aber es kommt damit etwas Neues. Bisher hat noch nie ein fremdes Staatsoberhaupt an unseren Manövern teilgenommen. Nun aber der deutsche Kaiser den Anfang damit macht, kann es leicht geschehen, daß der Italienerkönig auch einmal kommen will, u. s. w. Es ist noch nie gut für die Schweiz gewesen, wenn sie sich bei großen und mächtigen Herren allzusehr „angefreundet" hat. Wir sind ein schlichtes Völklein und wollen so bleiben. Es bekommt uns am Besten.

Der Tod hat seit der letzten Rundschau wieder reiche Ernte gehalten im Schweizerlande. Hervorragende Männer auf allen Gebieten sind von hinnen geschieden. Nicht weniger als drei Bundesräte haben das Zeitliche gesegnet, im November letzten Jahres 62 Jahre alt Bundesrat Schobinger von Luzern, am 10. Juli sodann der hochverdiente Patriarch unserer obersten Landesbehörde, Bundesrat Deucher von Steckborn im Alter von 81½ Jahren und am Tage der Beerdigung von Herrn Deucher, am 13. Juli, starb dann, 59 Jahre alt, der treffliche Bundesrat Ruchet von Lausanne. Die schweizerische Armee trauert an den Gräbern von zweien ihrer Besten, die besonders bei unseren ältern Militärs der Ostschweiz in hohen Ehren stehen, von Oberst Hebbel und Oberst Bleuler. Die schweizerische Dichtkunst und Malerei wiederum legen Trauerkränze auf die Grabeshügel von Kunstmaler Albert Welti von Winterthur, des Schriftsteller J. V. Widmann von Bern und des Dichter und Gletscherpfarrer Straßer in Grindelwald. Sie ruhen mit jenen, die hier nicht genannt sind, im Frieden Gottes, der alle, ob hoch oder niedrig, mit gleicher Liebe umfängt. Innert Jahresfrist hat nun der Bundesrat von 7 Mitgliedern 5 neue erhalten. Im Juni den St. Galler Ständerat Hoffmann, im November den Tessiner Nationalrat Motta, im April den Neuenburger Nationalrat Perrier (für den zurückgetretenen Comtesse) und im Juli den Waadtländer Nationalrat Decoppet, sowie den Aargauer Ständerat Schultheß. Eine so eingreifende Verjüngung des Bundesrates hat noch nie stattgefunden, seit diese Behörde besteht, d. h. seit 1848. Möge sie dem lieben Vaterlande und dem Schweizervolke zum Segen gereichen.